

Abend-



Zeitung.

Einundvierzigster Jahrgang.

Neue Folge: Siebenter Jahrgang. Erster Band.

N^o 15.

Donnerstag, den 9. April.

1857.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen; dieselbe ist wesentlich für Museen, Journale und Lesecirkel sowie für Kunstvereine geeignet. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Thlr., Inserate werden mit 1 Ngr. die gespaltene Petitzeile berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Gelegenheit zu befördern. —

Skizzen aus Deutschland.

2.

Baden-Baden.

Eine culturhistorische Studie.

(Schluß.)

Alle diese Kunstgenüsse finden vor einem, von Benazet eingeladenem Publikum, gratis statt. Außerdem fehlt es aber auch nicht an Virtuosen-Concerten, gegen Entrée von 5 und 10 Francs, die jedoch erst nach Beendigung der Londoner Saison, Ende Juli, ihren Anfang nehmen, dann aber um so rascher auf einander folgen, so daß wöchentlich im Durchschnitt 2 bis 3 Concerte stattfinden, und man sich in das musikalische Gewühl einer Pariser Concertsaison versetzt glaubt, in welcher die bekanntesten Tagesgrößen sich hören lassen.

Befolgen wir die Promenaden, so finden wir rechts vom Conversationshaus, die schöne, 270 Fuß lange, von Hübsch erbauten, und von Götzberger mit trefflichen Fresken aus der reichen Sagenwelt Badens geschmückte neue Trinkhalle, welche in den Morgenstunden die eigentlichen Curgäste ver-

sammelt, die hier, außer dem Badischen heißen Quellwasser, auch alle übrigen natürlichen und künstlichen Mineralwässer finden. In den Seitenräumen der Trinkhalle ist eine permanente Kunstausstellung alter und neuer Gemälde, und plastischer Kunstwerke.

Links vom Conversationshaus beginnt die Lichthenthaler Allee, welche sich längs der Dos, zwischen Parks und Villen, bis zum Kloster Lichtenthal hinzieht, und der beliebteste Spaziergang der vornehmen Welt ist. Zu allen Tageszeiten, namentlich aber Abends von sechs bis acht Uhr, findet hier ein förmlicher Corso statt, und das Gewühl der Fahrenden, Reitenden und Fußgänger, die eleganten Toiletten und Equipagen, versehen uns auf die belebtesten Boulevards von Paris, zur Zeit der Frühjahrsaison. Man kann hier vollständig vergessen, daß man in Deutschland im Schwarzwald ist, wie denn überhaupt Baden-Baden von Jahr zu Jahr mehr den Charakter eines französischen Badeortes, ja, einer Vorstadt von Paris annimmt. Die deutsche Sprache ist beinahe schon verbannt, die deutschen Sitten sind hier nicht weniger fremd geworden, und der französische Spielpächter Benazet wird nicht mit Unrecht der Fürst von Baden-Baden genannt, ein Vorrecht, das er mit

dem berühmten Badearzt, Hofrath Suggert theilt, dessen außerordentliche Curen den Ruf von Baden noch erhöhen.

Das Kloster Lichtenthal bildet die Grenze des bunten Badelebens. Wenige Schritte hinter ihm die tiefste Stille und Ruhe. Rechts am Kloster erhebt sich der ernste und dichtbewaldete Cäcilienberg, mit schöner Aussicht in das Dosthal und mit Promenaden, welche nach dem einsamen Gunzenbacher Thal und seiner Milchwirtschaft führen. Geradeaus führt ein Weg bergauf in die Seelach, nach einer schön gelegenen Kaffeewirtschaft, welche auf der Höhe eines Bergrückens liegt, der das Geroldsauer- und Beurenthal scheidet. Letzteres, sehr wenig besucht und überaus still und einsam, geleitet uns bis zur ansehnlichen Höhe der Berge des Murgthales. Das Geroldsauer Thal, das sich schnell verengt, führt auf der anderen Seite zu dem, etwa zwei Stunden von Baden entfernten Geroldsauer Wasserfall, der seiner Schönheit wegen viel besucht wird.

Kehren wir nach Lichtenthal zurück, und nehmen diesmal den Weg auf dem rechten Ufer der Dost, über den Schaafberg, welcher guten Wein liefert, und über den Häßlich, der, seinem Namen widersprechend, freundliche Landhäuser und Weingärten trägt, so gelangen wir in den ältesten Theil der Stadt Baden, und am alten Kirchhof vorbei, in die Seufzer-Allee, die älteste Promenade des Curortes. Sie bildet den Anfang des ziemlich steil ansteigenden Weges nach Gernsbach im Murgthal. Auf einem breiten Bergsattel angelangt, dem zu beiden Seiten die schroffen Felspartien der Engels- und Teufels-Kanzel begrenzen, gelangt man rechts zum Staufeu oder Merkur, dem höchsten Berge der Umgegend, auf dessen 75 Fuß hohen Wartthurm man eine wundervolle Aussicht in das Rheinthäl, das Murg- und Dosthal und auf die Berge des Schwarzwaldes genießt. Von hier führt ein Weg über den kleinen Staufeu in das Murgthal hinab, nach dem schönen Schloß Neu-Eberstein, das im mittelalterlichen Styl wieder aufgebaut, und der beliebteste Zielpunkt der weiteren Ausflüge der Badegäste ist, zumal man im Wagen bequem dahin gelangen kann.

Dem Staufeu gegenüber liegt der Schloßberg

mit den Felsen. Letztere erinnern in ihren wilden und steilen Partien lebhaft an die sächsische Schweiz, namentlich an die Bastey und den Ottewalder Grund. Nordwärts, am Fuße der Felsen steht auf einem isolirten Hügel die schöne Ruine Alt-Eberstein, die Stammburg der alten Grafen von Eberstein, welche die Rheinebene beherrschte. Südlich von den Felsen, den Blick nach dem Dosthal und nach Baden-Baden gewendet, erheben sich die großartigen Ruinen des berühmten Schlosses Hohenbaden, das sich terrassenförmig an die Felsen anlehnt, und von früh bis Abends von Besuchern belebt ist, da der Weg von Baden nach dem alten Schloß die nächste, und zugleich eine der schönsten Fußpartien bildet, und die dortige Restauration Nichts zu wünschen übrig läßt. — Auf dem Rückweg vom alten Schloß nach der Stadt besucht man das neue Schloß mit seinen unterirdischen Gewölben und dem Behmgericht. Aus dem Schloßgarten hat man einen schönen Ueberblick über die Stadt Baden.

Jenseit des Schloßberges, auf dem linken Ufer der Dost, erhebt sich der Fremersberg, mit seinen ausgedehnten Waldungen, in deren Schatten man zum gastlichen Jagdhaus und von da zu dem ehemaligen Kloster Fremersberg gelangt, das jetzt in Privathände übergegangen, und in eine Villa verwandelt ist, welche die freie Aussicht auf die Bogesen und den Straßburger Münster darbietet, leider aber jetzt nicht mehr zugänglich ist. Um so schöneren Ersatz bietet die Aussicht vom Yberg, dessen Regel dicht neben dem Fremersberg aufsteigt, und auf seiner Kuppe die Ruinen der stolzen Yburg trägt, deren Besuch eine der belohnendsten Partien um Baden ist. Der Blick von der Yburg ist, nächst dem vom Merkur, der schönste und weiteste. Am Fuße des Yberges liegt der Ort Steinbach, auf dessen Rebhügeln sich das Denkmal seines berühmtesten Sohnes, Erwin von Steinbach erhebt. Die Statue (vom Bildhauer Friedrich in Straßburg) blickt nach dem Straßburger Münster hinüber, der am Horizont sich wie ein dunkler, steiler Fels erhebt.

Dies sind die hauptsächlichsten Partien in der näheren Umgebung von Baden. Weitere, aber sehr belohnende Partien sind zunächst in das Murgthal, wo man, mit dem Lustschloß Favorite bei Rastadt beginnend, dem Lauf der Murg entgegen, das Bad

Rothenfels, die Glashütte Gaggenau, die Villa Amalienberg, die Stadt Gernsbach und Schloß Neu-Eberstein besucht. Wer aber das Schwarzwaldthal in seiner Ursprünglichkeit kennen lernen will, der verfolge den romantischen Weg über Weisenbach und Langenbrand nach Forbach, und noch weiter aufwärts bis zum wilden Waldbach der rauhen Münzach und zur Glashütte an der württembergischen Grenze. Von Forbach führt ein schöner Weg über den auf hohem Bergrücken malerisch gelegenen Ort Bremersbach, und über die Messerscheide des Murgthales hinweg, nach dem drei Stunden entfernten Baden, durch das Bauernthal, zurück.

Wenn man die Eisenbahn des Rheinthales benützt, lassen sich in kurzer Zeit noch sehr dankbare Partien rheinaufwärts machen. Steinbach an der Eisenbahn wurde schon erwähnt. Die nächste Station ist Bühl, von wo ein kurzer und lohnender Weg nach den Ruinen der Windeck und der Burg Laufen führt. Zwischen Beiden liegt der kleine, reizende Badeort Hub. — Führt man mit der Eisenbahn bis Achern, so findet man Wagen, welche nach den Ruinen des Klosters Allerheiligen und von da zu den berühmten sieben Wasserfällen von Allerheiligen führen, welche die Grindelbach bildet, die in einer steilen Felspalte sich fast senkrecht hinabstürzt. Leitern und Felsstrecken führen dicht an den Wasserfällen hinunter in die Schlucht. Man erreicht von hier aus in einer Stunde das Städtchen Oppenau im Renchthale, von wo aus man, im Renchthal aufwärts nach dem 3300 Fuß hohen Kniebis steigend, die Kniebis-Bäder, Freyersbach, Petersthal, Griesebach, Rippoldsau und Antogast, die dicht neben einander liegen, besucht. Die Rench abwärts verfolgend, gelangt man sodann über Oberkirch nach Appenweier, wo die Zweigbahn einmündet, welche uns durch das historisch merkwürdige „Hanauer Land“ rasch nach Kehl, an die deutsche Pforte des Elsaß bringt. Einige Schritte weiter, über die Rheinbrücke, und wir stehen unter den Kanonen von Straßburg. — Eine zweite, völlig verschiedene Tour, in die tiefste und wildeste Waldeinsamkeit, macht man von Achern aus, über Ottenhöfen auf die Höhe der Hornisgründe, dem

höchsten Punkte bei Baden, 3600 Fuß über dem Meere, wo man bei heiterem Wetter zum erstenmale auf der Reise nach Süden die Schweizeralpen erblickt. Auf dieser wilden, einsamen Höhe liegt der düstere, sagenreiche Mummelsee mit seinem dunkelbraunen, unergründlichen Wasser, von welchem schon im „Simplicissimus“ wunderbare Dinge erzählt werden. Man kann von hier aus über den Bergort Herrenwiese thalabwärts nach Geroldsau und Baden zurückgelangen, wenn man nicht vorzieht, durch das schöne Kappler Thal in die Rheinebene zurückzusteigen, dessen Eingang das fabelhafte Brigittenschloß auf schwindelnder Höhe hütet. Sasbach berührend, wo ein Denkmal den Ort bezeichnet, an welchem Turenne (1675) fiel, gelangt man wieder nach Bühl, und von dort schnell nach Baden zurück.

Selbst die weitesten, hier nur kurz bezeichneten Touren, nehmen mit Hilfe der Eisenbahn und eines Wagens, nicht mehr als einen Tag in Anspruch, so daß der wanderungslustige Badegast von Baden-Baden aus täglich einen anderen Punkt besuchen und doch wochenlang sich hier aufhalten kann, ehe er all das Schöne gesehen hat, welches die Natur in fortwährender reizvoller Abwechslung hier ihm bietet.

Wenn er dann Abends aus den stillen Thälern des Schwarzwaldes von den steilen Gebirgspartien, den stolzen Burgen zurückgekehrt, wieder in das Gewühl auf den Promenaden und im Conversationshaus tritt, glaubt er sich in eine andere, weit entfernte Welt versetzt, deren überfeine Civilisation einen seltsamen, aber immerhin reizvollen und anregenden Gegensatz, zu der eben verlassenen Waldeinsamkeit, mit ihrer düstigen Märchenwelt darbietet.

Man muß in Baden-Baden längere Zeit verweilt haben, um diese Contraste, und ihren nie ermüdenden Reiz, ganz empfunden zu haben.

Die Historie von den drei Naturforschern,

oder

Der letzte Abend bei den Feuerschiffen.

Erzählt

von M. Solitaire.

(Fortsetzung.)

Dieser wackere Koch also war eine gutmüthige, aber überaus verschrobene Haut. — Er war auch von germanischer Race, so ein Stück von einem schwedischen Pommern, ein baumlanger, hagerer Gesell mit einem Gesichte, das wegen des von Wangen und Kinn herabhängenden Fettes von einem andern Körper gestohlen schien, und mit gar andächtig johannesartig gescheitelten, hellblonden Haaren, mit Namen schlechtweg der gute Jonas genannt. — Der beschwor beim Garten des Paradieses und bei der Rubinenkrone des Erzengels Michael, er habe es mit seinen beiden gotterschaffenen Augen während seiner Bußvigilie auf der Boroberbramraae so deutlich gesehen, so deutlich, als wie es ihm vergönnt wäre, dem Erzwater Abraham in recht durchsichtigen, sterneklaren Nächten zu erblicken, den waltenden hoch über den Sternen, hinter ihm die lange Reihe der verklärten seligen Geister, Kopf an Kopf, wie ein Koppel Remontepferde oder ein Volk Rebhühner! — wie auf jeglicher unserer obersten Maststangen ein Klabaftermann gestanden, begriffen im eifrigsten Gespräch mit jenen seltsamen Flammengeschöpfen, die man mit Namen Kaster und Pollux nennt. — Ihr, meine lieben Freunde, wißt wohl, daß diese in wetterschwangeren Nächten auf den Mastspitzen segelnder Schiffe erblickt zu werden pflegen.

Das Gespräch zwischen Jenen war in einem zwar heiseren und leisen, doch nicht ganz unverständlichen Tone, und was am wunderbarsten erscheinen mag, und dennoch nicht weniger wahr ist, in ehrlicher plattdeutscher Mundart abgehalten worden. So hatte Jonas, trotz des heftigen Behens und des wüsten Anarrens der Klauen, manches von dem gar wohl verstanden, was zwischen dem Geiste Pollux und dem Klabaftermann mit der schönen blauen Mütze geredet worden.

Zu seinem größten, schier sinnverrückenden Erstauen hatte es sich da zuerst um einen Bratspieß ge-

handelt, welchen der Klabaftermann schon seit längerer Zeit dem Pollux versprochen. Nachher aber hatte sich die Unterhaltung ernsteren, ja entseßlicheren Dingen zugewendet, so entseßlichen Dingen, daß er es nicht wagen möchte, ein Wort davon mit seiner gottgeschaffenen, christlich-lutherischen Lippe verlauten zu lassen. Bald nachher hätte sich aus einer vorüberflatternden, gewaltigen, pechschwarzen, tief herabhängenden Wolke ein dritter Geist mit entseßlich wehmüthigem Antlitz, thränenfeuchten Augen und einer wie Aeolsharfen tönenden, sentimental zitternden Stimme hinzugesellt, den Jonas für Niemand anders hätte halten können, als für den Großonkel mütterlicherseits der West-Südwest ein Viertel zur West-Brise, die, wie Euch nicht unbekannt ist, die melancholischste und thränenreichste aller Brisen ist, ein so blaßes, weiches, weinerliches Mädchen, mit hangenden, feuchten Haar, als nur jemals eins gefunden werden kann.

Der Großonkel der West-Süd-West ein Viertel zur West-Brise, kein anderer als der West-Nord-West ein Viertel zum Nord selbst, vor dem wir segelten — diese Verwandtschaften der Winde untereinander bis in ihre capriciösen Details sind wahrhaftig das Allerwunderbarste, das Allerintrikateste, das noch je einem Menschen zu Ohren kommen mag — hatte im Vorüberstürmen über Kälte im Leibe und heftiges Magendrücken geklagt, und die Frage an den flammengeborenen Geist Pollux gerichtet, ob er nicht einen Tropfen oder zweien eines braven, schmackhaften, seefesten Getränks bei sich führte. Pollux hatte es verneint, ebenso der Klabaftermann mit der blauen Mütze, worüber der Großonkel der West-Süd-West ein Viertel gen West-Brise in heftiges, schmerzliches Weinen ausgebrochen.

Der biedere und gottselige Jonas nun hatte eine gar sorgfältige Erziehung genossen, für die er seinem wackeren, nun in Gott entschlafenen Vater noch im Grabe die Hände küssen wollte. Er hatte gar wohl gelernt, daß man nicht um die Welt eine Gelegenheit vorübergehen lassen müsse, um sich bei vornehmerm Gefindel einzuschmeicheln und liebes Kind zu machen, und nun erst gar, wenn es vom Range der Winde, Geister und Genien ist, bei einem Großonkel einer so liebenswürdigen Nichte, dem Flammengeiste Pollux

und dem verhängnißvollen Klabaftermann mit einer charmanten veilchenblauen Mütze.

So hatte denn Jonas nichts Eiligeres zu thun gehabt, als der noblen Gesellschaft seine eigene, mit einem ganz vortrefflichen, feuerwürzigen Katafia gefüllte Blechflasche anzubieten — Köche müssen nun einmal stets etwas ganz Apartes und Leckeres haben — worüber die discourirenden Dämonen freundlichen Dank ihm zugenickt, und so lange an der Flasche genippt hatten, bis Pollux und der Klabaftermann — sich umarmend — in höchster Seligkeit in die See gesunken, der Großonkel aber dermaßen lustig und frohen Muthes geworden, und so frisch ein allerliebste Schelmenstückchen gepiffen, daß man sich bald nachher genöthigt gesehen, die Bram- und Vorkramsegel ganz einzunehmen, in die Mars- und Vorkramsegel aber zweien Reffe zu stecken. Jonas freute sich, daß er durch seinen Katafia auch einmal etwas, was sich auf Lenkung und Leitung des Schiffes bezog, bewirkt hatte. Er führte als unbestreitbares Zeugniß, daß die ganze Geschichte buchstäblich wahr sei, blos den Umstand an, daß seine Flasche bis auf die letzte Reige geleert, wogegen sich denn allerdings sicherlich nicht das Mindeste einwenden ließ. — Dies war Jonas, des frommen Koches Dämmervigilie. Ich sehe sie noch, die bleichen Angesichter der Tischgenossen, wie sie hinschauten nach dem mit Feuer und Salbung sprechenden Koche; Niemand hatte auch nur den kleinsten Skrupel an der strengsten historischen Wahrhaftigkeit seiner wunderbaren Erzählung. Wie hätte man einen Mann der Lügen zeihen wollen, dem das Wort Gottes so glatt über die Zunge ging wie Honigseim, und der gewiß ein sehr guter Prediger geworden wäre, wenn er nicht schon ein ganz vortrefflicher Koch gewesen. Denn das war er wirklich, und solche kleine Fatalitäten, wie heute z. B. mit dem Senf, passirten ihm nur, wenn die Gesichter aus mystischen Tiefen, die Lämmer und Delzweige und die Thiere mit ehernen Füßen und doppelten Köpfen allzu häufig wurden. — Wer da sagen könnte, daß Jonas solche lediglich aus Neigung zur Katafia beging — der log wie ein schlechter Hund. Jonas that nur was recht und wandelte vor dem Herrn. Später ergab sich, daß an dem ganzen unseligen Gerede, das nun und nimmermehr etwas Gutes bedeuten konnte, an dem ganzen gräßlichen Spec-

tafel kein anderer Schuld gewesen, als der Kajütenwächter, ein junger, dämischer, kretinartiger Bursche mit freideweißem, schlichtem Haar, und fast ebenso blassen, seelenlosen Augen. Der Junge sah recht unheimlich aus, fast wie ein mit Kalk überworfenen Skelett. Der Kapitain hielt ihn als ein seltsames Spiel der Natur!

Über diese Naturenthusiasten, sie richteten nichts als Unheil an! Der Kajütenjunge hatte gemeint, die unseligen Eidechsen wären von selbst in das Gefäß gekommen oder hätten sich gar darinnen erzeugt, ungefähr wie sich, seitdem wir uns unter wärmeren Breiten befanden, in unseren Wasserfässern ähnliche, wenn auch ungleich kleinere Geschöpfe in Myriaden erzeugten. So hatte er nichts Angelegentlicheres zu thun gehabt, als die Wunderthiere, denen es in den stillen, dunkeln Gewässern des Zirkniger Sees nicht bei der Wiege gesungen war, daß sie dereinst ein Ende nehmen sollten auf der hohen, der schäumigen See, in das Meer zu entleeren, und das Gefäß wieder säuberlichst gereinigt an seinem Platz zu stellen.

Man hätte am besten gethan, diese Entdeckung dem Doctor Ziegenmelker zu verschweigen; er wüthete, als er die nichtswürdige Art, wie er um seinen Schatz gekommen, erfuhr, daß ihm der Schaum vor dem Munde stand, und es war mit Gewißheit zu behaupten, daß er Mordgedanken gegen den unglücklichen Albino genährt hat. Ein Glück nur, daß der Junge in seinem Nacken ein Muttermal hatte, welches M. Schwenzelpfennig für den allermerkwürdigsten Phystoplasten erklärte, der ihm noch jemals unter die Lupe gekommen. Dieser Phystoplast wurde der Lebensretter des Knaben, denn der Magister hütete ihn, seitdem er diese wundervolle Entdeckung gemacht, wie seinen Augapfel, und wußte ihn vor allen rachgierigen Nachstellungen des Helmstädter Professors zu schützen, wer weiß, ob es sonst diesem nicht gelungen wäre, ihn nächtlich zu beschleichen, ihm mit den Schößen seines Frackes vampyrartig Rührung und Schlummer zuzufächeln um ihm mehr Blut abzulassen, als der ohnehin sehr wenig energische Lebensproceß des Kajütenwächters entbehren konnte. Eine bizarre, wunderliche Welt, in der wir leben! Der Junge mußte es seiner Mutter im Grabe noch danken, daß sie ihm dies Mal mitgegeben auf der Wanderschaft durch das seltsame Leben! Man muß

wirklich Gott für Alles danken! Und wenn man mit einem Neste voll Kreuzspinnen auf der Nase geboren wäre. Man soll nicht fluchen, denn die Wege dieser Welt sind wunderbar und unbegreiflich.

Ein wilder Sturm trieb uns mit rasender Eile vor der schönen Insel Teneriffa vorbei, auf der wir unseren Borrath an Wein einnehmen wollten, wir jagten wie die verwünschten Geister die südliche Insel entlang, und sahen die öden, steilen Lavamassen, welche hier das Ufer bilden. Der riesige Pik war in wüste Wolken gehüllt, als die Nacht einbrach, aber wie am anderen Morgen die Dämmerung graute, da strahlte sein eisbedecktes Haupt im Blute der noch erst den fernsten Horizont erklimmenden Morgensonne, wie ein gigantisches Gestirn durch die graue Morgen- nacht. Es war nicht anders, denn als ob der Mond tiefer hinabgesunken, endlich erhörend die Sehnsucht der irdischen Herzen, die ihn lieben mit unendlicher Liebe, den Freund der irdischen Nächte, den König über die Bogen. Wie nun allmählig die Sonne höher flammte, und von allen Seiten Lichtfluthen den stolzen Berg umwogten, da schwand die täuschende Phantasmagorie, noch wenige Augenblicke sahen wir den erhabenen Titan, der wie die Sonne hoch oben stand über dem schmalen, kreisförmigen Lavawall seines Kraters, und nicht anders aussah, als wie der Riesenleib eines kühnen, stolzen Menschengeistes, um ein Wort, vielleicht ein verwegenes, entsetzliches, dem stummen, höhnisch schweigsamen Himmel ins Ohr zu flüstern, dann hüllte er sich in ein unendliches Wolkenewühl; und wieder schwanken wir einsam über hoch spritzenden Bogenschwall.

Nur noch einmal, als wir schon viele Meilen fortgepeitscht in rastlosem Winde, sahen wir ihn zur Nachtzeit im Schimmer eines bleichen, jüngst erst wieder gewordenen Neumondes. Er sah so wehmüthig als, fast als weinte er, auch war er so schmählig zusammengekrumpft in den wenigen Tagen. Wer weiß, was der Himmel, die blaue Unendlichkeit, an der sich schon manch brütender Menscheng Geist die Stirne zerstoßen, ihm für eine demüthigende Antwort ertheilt.

Wie wir noch in Betrachtung der wüsten, seltsamen Gestalten versunken waren, die wir, wie sie hin- und herwandelten an dem Krater, wie sie standen und saßen, bald in einandergewirrt, bald gruppirt und vereinzelt, ein wunderliches, dämonisches Ge-

lächter, jene trübsinnigen Kopfhänger mit schwermüthiger Verzweiflung im blassen ersten Viertel des zunehmenden Mondes sich bespiegelnd, und dann wieder hinabblicken in den Krater, aus dem feurige Zungen emporleckten, diese in der besten Laune, wenn sie nicht wahnstinnig waren, denn sie taumelten sich und freisten um den steilen Gipfel in voller Luft, daß einem der Athem versagte. Unser Kajütenwächter, der einfältige Albino, der aus dem Gebirge gebürtig war, behauptete, daß ihm diese schattenhaften nächtlichen Gesellen wohl bekannt wären; es wären just solche, als bei ihm zu Lande, und er getraute sich wohl einem Jeglichen nach seinen Namen zu nennen, wie er aber den Finger aufhob, um einen oder den anderen der den Berggipfel umflatternden schattenhaften Dämonen uns näher zu bezeichnen, da thürmte urplötzlich eine rasende Windsbraut schauerliche Wolkenheere um den Pik. Das einzige Stücklein Mond war, wie von einem Ungeheuer verschlungen, verschwunden. Wir befanden uns in der tiefsten Dunkelheit, und als die wolkenhürmende Windsbraut uns ereilt in wahnstinniger Hast, da konnten wir nicht so geschwind das Linnen wegnehmen, und die Marsstange unseres großen Mastes flog über Bord mit sammt einem auf den Mastraae beschäftigten Unglücklichen, einem gewandten, wackeren Matrosen. Es war gräßlich anzusehen bei dem Schein eines matten, die Wolkenkolosse auf einen Augenblick durchbrechenden, todtbleichen Schimmers, wie die Segel den Uermsten ein weites Stück in der Luft forttrug, und das ächzende Getöse seiner bangen Brust durch den brausenden Schwall der zerternden Wogenungethüme zu hören, es sah nicht anders aus, als hätte sich ein großer dunkelfarbiger Geyer mit schneeweißen Flügeln, der auf dem Maste gefessen, oder ein riesiger Rabe mit einem entwendeten Leichentuche aufgeschwungen. Er war verschwunden, ohne Rettung verloren; wir konnten nicht daran denken, ihm irgend einen Beistand zu leisten. O über diese unseligste aller Fahrten!

Und es sollte noch besser kommen!

Zonas, der Koch, benahm sich bei dieser Gelegenheit wieder recht seltsam, er beneidete den armen Matrosen um das Geschick, das ihn ereilt, weil derselbe, wie er meinte, da er auf gar so sonderbare Weise uns abhandengekommen, so zu sagen, fortge-

flogen war, zur Bekleidung eines sehr ehrenvollen und gewichtigen Postens im Reiche des Unsichtbaren auserkoren gewesen. Ja, er behauptete, daß der Unglückliche nicht erst ins Meer gefallen, und von dort, nachdem sein Leib ertödtet, den Weg in das Reich der Unendlichkeit gefunden, sondern daß er auf der abgebrochenen Stenqe gerade in den Himmel gefegelt, an dessen Eingange erst seine Seele, wie ein Rosenstock aus dem Topfe aus seinem Körper genommen oder gehoben wäre, und daß er, Jonas, es ganz deutlich gesehen, wie in der darauf folgenden Nacht, da helle Sterne am Himmel gestanden, der Leib als ein unnützes, da droben nicht taugliches Gut herabgeschleudert worden, ein sterbliches auf die sterbliche Erde. Er hatte den ganzen thränenwerthen Vorfall in erbauliche Reime gebracht, worauf er sich nicht wenig zugute that, auch versprach er, sowie wir den Boden eines Landes, in den man Druckerschwärze zu bereiten wüßte, betreten würden, sein elegisches Triumphlied der Doffentlichkeit zu übergeben, da es einem Manne wie ihm, der den cherubinischen Wandersmann im Kopf und Herzen trüge, am allerwenigsten gezieme, das Licht unter dem Scheffel zu stellen, das da leuchten sollte zur Ehre dessen, der da ist und sein wird in Ewigkeit. Nun, das Gedicht ist nicht gedruckt worden, der gute Jonas hat es als Manuscript mit hinübernehmen müssen in die Auen des Paradieses. Ob die sterbliche Welt etwas daran verloren, wage ich nicht zu entscheiden, er hat mir's zwar vorgelesen, aber ich habe kein seliges Wort davon verstanden. Es war darin von weiter nichts die Rede als von Lämmern und immer wieder von Lämmern, von so unendlich vielen Lämmern, daß man vor lauter Lammhaftigkeit keine Wolke sah, und mit den Posaunen wurde geblasen, sodas einem die Sinne wirbelten.

Die Naturforscher schienen sich nicht wenig über den Unfall zu erboßen, und meinten, daß dieser Mann wohl zu etwas Besserem und Ersprießlicherem hätte genutzt werden können, als in die See zu fallen.

Doctor Ziegenmeller machte bei solcher Rede Pantominen, die nicht undeutlich zeugten, wie er den Matrosen, wenn er doch einmal dem Tode verfallen, hätte ausbeuten mögen.

(Schluß folgt.)

Gedichte.

Das Köpfenspiel.

„Sieh Frau, schon regt sich der ganze Ort,
Jetzt geht's mit dem Sünder zur Nichtstatt fort!“ —

„O Mann, da laß' uns zusammen geh'n,
So ein Köpfen mag ich für's Leben seh'n!“

Ihnen wuchs holdselig von Kindern ein Paar,
Ein Knab' und ein Mägdlein mit gold'gem Haar.

Das hört's und den Eltern den Weg vertritt:
„O bitte, bitte, nehmt uns auch mit!“

„Bewahre, ihr Kinder, da wird nichts d'raus;
Ihr bleibt und bewacht uns indessen das Haus.“

Die Kinder, verdrossen, sie bleiben zurück,
Geleitend die Eltern mit lüfternem Blick.

Sie haben mit Puppen und Karten gespielt,
Und endlich Lang'weile, gar große, gefühlt.

„Wart, Räsel, mir fällt etwas Lustiges ein:
„Sollst Sünder mir, ich will Scharfrichter dir sein.“

Hinaus in die Küche entspringt er mit Hast,
Dort ein Messer zum Hacken geschliffener faßt;

Das Schwesterlein rückt er im Stühlchen zurecht:
„Nur stille gefessen! sonst mach' ich es schlecht.“

D'rauf zielt mit dem Eisen er, daß er geraubt —
Ab schlägt er vom Hals ihr das lockige Haupt.

Im Blute gebadet, die Staupe mit Schreck
Anschneubt sie den Knaben, er stirbt auf dem Fleck.

Die Eltern, sie lehren zur Mittagszeit:
Im Haus ihnen war das Gericht bereit.

August Heinrich von Weyrauch.

Der liebe Gott hat's treu gemeint.

Flieg' aus, mein Herz, in's Frühlingsland
Aus Deiner dunklen Kammer, —
Ein heller Strahl, von Gott gesandt,
Verscheucht Dir Deinen Jammer.

Dort suche Ruh', Du findest Ruh,
Die liebe Sonne ruft Dir zu:
„Wenn's Auge noch so bitter weint,
Der liebe Gott hat's treu gemeint!“

Und wenn Du noch so traurig bist,
Das Blümlein wird Dir sagen,
Dass Gott ein lieber Vater ist,
Du brauchst's nicht erst zu fragen;
In seinem Kelch das Tröpflein Thau,
Das predigt laut auf grüner Au:
„Wenn's Auge noch so bitter weint,
Der liebe Gott hat's treu gemeint!“

Im Wald der Vogel sagt Dir's auch,
Mußt ihn nur recht verstehen;
Die Blätter auch an Baum und Strauch,
Mußt sie nur recht besehen;
Was ringsum rauscht und glüht und blüht,
Aus Allem klingt das Eine Lied:
„Wenn's Auge noch so bitter weint,
Der liebe Gott hat's treu gemeint!“

Wohlauf, mein Herz, in's Frühlingsland
Aus Deiner dunklen Kammer! —
Das rechte Heil, von Gott gesandt,
Blüht dort für Deinen Jammer.
Nur wenige Tage werden's sein,
Da stimmst Du recht in Freuden ein:
„Wenn's Auge noch so bitter weint,
Der liebe Gott hat's treu gemeint!“

Carl Gärtner.

Aufruf.

Nun schlägt die grauen Bücher zu —
Die grüne Welt liegt aufgeschlagen!
Nun nehmt die flotten Reiseschuh'
In diesen lichten Maientagen!

Und laßt den Sorgenkram zu Haus,
Den ihr gepflegt im Winterharme,
Und lauft in's grüne Land hinaus,
In's dusterfüllte, freie, warme!

Dort findet ihr die rechte Lust
Und auch die blauen Berge wieder,
Und jubelnd zieh'n in eure Brust
Aus dem Gezweig die alten Lieder.

O süße Lust am Frühlingstag!
O Frühlingsluft nach Winterschmerzen
Blauveilchen blüht am grünen Hag —
Ein neues Lied geht auf im Herzen.

Nun schlägt die grauen Bücher zu —
Die grüne Welt liegt aufgeschlagen!
Nun nehmt die flotten Reiseschuh'
In diesen lichten Bonnetagen.

Carl Gärtner.

Kunst und Welt.

Von

Adolf Stern.

Das Räthsel bleibt den besten Meistern
Unlösbar scheint es ihnen fast.
Wie Tausend sich zur Kunst begeistern,
Die ihre Hohheit nie erfass't.

Die nie zum heiligen Entbrennen
Zum Göttlichen der Kunst gereift,
Die ächte Größe nicht erkennen, —
Und die sie dennoch voll ergreift!

Ein Gleichniß kann das Räthsel lösen:
Der Forscher sieht zum Himmelszelt,
Sein Blick erfass't der Sonne Größen,
Ihm wächst der gold'ne Ball zur Welt.

Er schaut des Dichtes weite Meere,
Er weiß, daß unter ihrer Fluth,
In dunkler ungelöster Schwere,
Noch ewig Unenthülltes ruht. —

Doch drunten in der Erde Thalen,
Erblicken Tausende allein
Das Sonnenbild mit seinen Strahlen,
Und freuen sich am goldnen Schein:

Sie lassen täglich sich umfließen,
Von neuer Wärme, neuem Licht,
Und kennen, ahnen im Genießen,
Die Größe ihrer Sonne nicht!

Kunst und Literatur.

Poesie-Briefe

von
Adolf Stern.

V.

Otto Roquettes „Hans Haidekuckuk.“

Otto Roquette gehört gleich manchem Andern zu jenen Poeten, die einen raschen und immensen Erfolg bei der mißvergnügten und negativen Zweifelwuth theuer genug bezahlen müssen. Es giebt Leute, welche vor einigen Jahren für „Waldmeisters Brautfahrt“ in all ihrer Frische, Munterkeit und verheißenden Ursprünglichkeit etwas wie einen Enthusiasmus empfunden haben, nun aber auch fest entschlossen waren, jedem neuen Werke des Verfassers mit Consequenz entgegenzutreten. Für sie war es daher eine Art von Triumph, als Roquette in einigen der auf „Waldmeisters“ folgenden Dichtungen wirklich etwas von der Frische und Productionsfähigkeit verloren zu haben schien, welche das erwähnte Erstlingswerk charakterisiren. Die Betrachtung: daß der junge Dichter sich allsogleich bedeutendern Stoffen zugewendet habe, und diesen größeren Stoffen gegenüber ein erneutes Ringen beginnen müsse, hätte allerdings nahe genug gelegen, ist aber, soviel wir wissen, im Ganzen ziemlich wenig in Frage gekommen. Demnach konnten „der Tag von Sanct Jacob, und „Herr Heinrich“ nicht so befriedigen, wie man es im Interesse des Dichters hätte wünschen mögen. Roquette aber ließ sich auf dem eingeschlagenen Pfade nicht beirren und seine neueste (in zweiter Auflage kürzlich herausgekommene) Dichtung: „Hans Haidekuckuk“, liefert den Beleg, wie trefflich sich eine derartige künstlerische Consequenz belohnt. Aus der Zwittergattung des lyrisch-epischen Gedichtes, hat sich Roquette mit Glück zum rein epischen Style durchgerungen. Die Stoffwahl wie die Ausführung des „Hans Haidekuckuk“ sind gleich glücklich und über allem schwebt ein so gesunder Humor, daß nur wenige der volksthümlicheren Epen der Neuzeit sich mit diesem zu messen vermögen.

Dem deutschen Volke ist kein anderes Jahrhundert seiner Geschichte so bekannt und vertraut, als das sechzehnte. Die Reformation mit allem, was zu ihr in

näherer oder entfernterer Beziehung steht, die Bauernkriege, der schmalkaldische Krieg, der Aufstand der Wiedertäufer in Münster, — diese Momente sind Jedem im Gedächtniß. Das sechzehnte Jahrhundert, diese gewaltige und poetische Gährungszeit, weist zugleich eine Reihe culturhistorischer Bilder auf, die dem glücklichen Epiker in ihrer Brauchbarkeit gar nicht entgehen können. Es war nicht bloß das Zeitalter der religiösen und politischen Reformatoren, nicht bloß der Agitatoren und Heerführer, sondern auch der Meistersänger, der fahrenden Schüler, der Landsknechte und Landstürzer. Ein Epiker, welcher es verstände, in großen und gewaltigen Strophen die ganze bunte Bilderwelt, besonders diejenige des deutschen Culturlebens in diesem sechzehnten Jahrhundert, vor uns hinzuzaubern, müßte sich einen Platz unter den ersten Dichtern der Nation ersingen. Einstweilen aber bieten hunderte von Einzelheiten aus der Gesamtepoche Stoffe zu ebenso vielen dichterischen Darstellungen, die für unsere Zeit (deren Ringen und Kämpfen manche Aehnlichkeit und manche Verwandtschaft mit dem sechzehnten Säculum aufweist) im hohen Grade interessant sind.

Roquette erzählt zwar nur die Abenteuer eines nürnbergischen Stadthauptmanns. Aber indem er dies thut, hat er den Horizont der Zeit nicht verhüllt. Beim Beginn finden wir „Hans Haidekuckuk“, als Schüler des großen Hans Sachs, in dessen Tragödien und Comödien er zuletzt unglücklich agirt. Nebenher überspringt der neuerungsfüchtige Bursche die Schranken altpatricischen Regiments und strenger Ständesonderung in der edeln und wehlehramen Reichsstadt Nürnberg, indem er eines Rathsherrn Tochterlein liebt. Entdeckt, in Gefahr bestraft zu werden, entflieht er der Vaterstadt, und Hans Sachs wandert, wie viele große Männer und viele Abenteuerer vor ihm und nach ihm gethan haben, in die weite Welt mit „leidlichem Geld und frischem Muth“. Nach allerhand Abenteuern, die dem Dichter zu glücklichen Schilderungen damaligen Volkslebens guten Anlaß bieten, nachdem Hans Haidekuckuk den deutschen Reichstag besucht und sich vor demselben als Künstler versucht und kläglich genug bewährt hat, („Kaiser und Reich zwar lachten hell — aber leider nicht

Franz List in Leipzig.

Aus einem Privatbrief

von

Leopold Damrosch.

Sie haben gewiß oft an sich die Erfahrung gemacht, daß Sie von gewissen Stimmungen unwillkürlich so lange beherrscht wurden, bis Sie sich ihrer durch mündliche oder schriftliche Mittheilung entledigen konnten. Erlauben Sie denn, daß ich mich aus Grund eines solchen Stimmungsdruckes ein wenig über das Leipziger Gewandhausconcert expectorire, in welchem, wie weiland Cris in die Versammlung der Götter, Franz List in den Schooß der Leipziger Musiker und musikverzehrenden Dilettanten (*mutatis mutandis*) durch Aufführung einiger seiner Instrumentalcompositionen einen Apfel warf, an den sich wohl, wie ehemals, die Zerstörung Troja's knüpfen dürfte.

Sie kennen sicher bereits, mein Lieber, die quasi Recensionen, die über jenes Concert in die Welt gesandt wurden, und von denen namentlich eine sich durch ihre Thersitesnatur eines unsterblich ekelhaften Andenkens in den Annalen der Gewandhausconcerte erfreuen wird.*) Erwarten Sie nun nicht von mir, daß ich Sie mit Polemik gegen solche Ephemeren belästige; ein braver Kerl sichts nur dann, wenn der Gegner seiner würdig, und daß wirs hier mit keiner anständigen Opposition zu thun haben, wird Ihnen nach dem ersten Blick auf jenes Thersitesreferat klar geworden sein.

Leider haben die „Kunstkritiker“ und mit ihnen die Künstler (ich spreche nur immer in Beziehung auf die Tonkunst) noch nicht eingesehen, daß zur Ausübung der Kritik vor Allem innere Ruhe, die streng der Sache allein nachforscht, nöthig ist; daß alles Persönliche, alle Partei da aufhört, wo es sich um die Kunst, die über allen einzelnen Richtungen steht, handelt. Während sie mit wissenschaftlicher Sachkenntniß und Objektivität ihr Raisonnement herleiten sollten, ziehen sie es vor, je nach persönlichem Gutdünken und augenblicklicher Laune zu schimpfen, in der sichern Ueberzeugung:

„Wer Recht behalten will und hat nur eine Zunge, behält's gewiß.“

*) Errothen wir Ihre Gedanken, wenn wir hierbei an den „unsterblichen Recensenten“ (?) Eduard Bernsdorf aus Dessau, in Brockhaus' „Deutscher Allgemeinen“ denken, dessen höherer Blödsinn bereits bis zur musikalischen Tollwuth avancirte? D. R.

an der richtigen Stell!“) folgt er den Fahnen der Lanzknechte, sichts in der Schlacht bei Mühlberg mit, wird aber dann, verwundet, von Gewissensbedenken erfaßt. Er ist ja eigentlich Anhänger Luthers und schießt sich nun, seinem Gewissen Genüge zu thun, wiederhergestellt, Moritz von Sachsen, als dieser das protestantische Banner gegen den Kaiser erhebt, an. Im Feldzuge wurden bekanntlich die Schaaren des Albrecht von Brandenburg-Culmbach zu Plünderern, mit ihnen soll er seine Vaterstadt bedrohen — vielleicht verwüsten? Hans Haidekuckuk sichts sich wieder einen Nürnberger, verläßt den mordbrennenden Markgrafen, wird Kriegsoberst der heimathlichen Reichsstadt und geht nun mit „Schön Elisabeth“ zu hohen Ehren und zur Brautkammer ein.

So der Verlauf des Gedichtes, der trotz etlichem Schlachtenblut und Brand ein fröhlicher und erheitender ist. Das Ganze erscheint so wenig gekünstelt (und dennoch kunstvoll) so originell, und in den einzelnen Particlen und Zügen entwickelt der Dichter eine solche Fülle von Verständniß für Volksleben, eine solche Innigkeit und einen so genialen Blick für das Bedeutende im scheinbar Unbedeutenden, daß man getrost seinen neueren Productionen entgegensehen darf.

Eine Schluß-Bemerkung können wir uns nicht entgehen lassen, da sie sich dem „Hans Haidekuckuk“ gegenüber augenblicklich jedem gesunden Sinne aufdrängen muß. Mit wie vielem Glücke hat Roquette in diesem kleinen Epos die Darstellung in einem durchgehenden, aber durch seine leichte und bequeme Art niemals ermüdenden Verömaße ermöglicht! Wie un begründet ist demnach die, unter einem Theile unserer jungen Poeten, ebensoschr als unter der Mehrzahl des poesiegeneigten Publikums verbreitete Ansicht, die neuere Epik habe nöthig, die epische einheitliche Form aufzugeben!

So wenig es Formfragen im Allgemeinen sein können, welche die Künstler in diesem Augenblick zu beschäftigen haben, so sehr erscheint es nothwendig, denselben gelegentliche Aufmerksamkeit zu widmen, wenn sie mit dem innersten Wesen einer Kunstgattung in Beziehung stehen, wie dies bei der erzählenden Dichtung ohne allen Zweifel der Fall ist.*)

*) Wir verweisen in dieser Beziehung auf einen größeren Artikel über „Epische Dichtung“ im Allgemeinen, den wir aus anderer Feder demnächst bringen werden. D. R.

Und sind sie nicht ganz in Characterlosigkeit aufgegangen, so hat sie die Borsehung mit einer Beschränktheit gestraft, die sie zuletzt an Alles, selbst an Geisterklopfen glauben macht, nur nicht an die ersten und einfachsten Gesetze logischen Denkens. Anstatt mit ihren natürlichen Augen klar zu sehen, setzen sie sich ein für alle Mal, conservativer Zwecke wegen, eine blaue oder grüne Brille auf, vergessen, daß ihnen beim blauen Lichte die grünen und rothen Strahlen verloren gehen, beim grünen die rothen und blauen, und bewersfen mit all dem Straßenstaub, der ihrer Brille anklebt, auch das Reinste, was ihrem kritischen Guckkasten unter die Augen kommt. O, wann, holder Dr. Gräfe, erscheinst du ihnen, um sie der böhm'schen Brillen zu entwöhnen?!

Zwar haben es einige Weiseste unserer Kritiker wirklich über sich gewonnen, die letzten Beethovenschen Werke nicht mehr für Ausgeburten eines Tollhäuslers oder Unterleibsfranken zu erklären, sie haben in der That ihren Hops abgelegt; aber sie merken nicht, daß das natürliche Haar, das sie jetzt besitzen, immer wachse und wachse, sie glauben, daß es eben so stabil bleiben werde, als der künstliche Hops bisher — sie sehen nicht ein, daß aus den letzten Werken des Meisters aller Meister Consequenzen gezogen werden können und nothwendig gezogen werden müssen, die von unabsehbarer Tragweite sind. Die unglückliche Brille!

Und, wenn die Kritik zunächst die Bildung des Künstlers bezwecken soll, welche Belehrung könnte der schaffende Musiker aus euren Phrasen schöpfen? Wo widerlegt ihr, Sag für Sag, mit logischer Schärfe, alles das, was euch der Kunst zuwider zu sein scheint? — Scheint?! ja das ist das rechte Wort. Weil ihr eine subjective Meinung hegt, weil es euch bequem ist, am Alten zu hangen, weil es in euch, wenn ihr euch schon zum Nachdenken verstiegen habt, nicht klar ist, glaubt ihr, daß alles Volk so denken, so handeln müsse? Woher uehmt ihr die Berechtigung, eure Meinung, und in so wichtigen, tiefgreifenden Problemen der Kunst, dem Publikum mit selbstgefälliger Breite und Bestimmtheit aufzudringen? Glaubt ihr, daß Recensenten Kunstgeschichte machen? Haben die Recensenten Göthe zur Anerkennung verholfen? Haben die Recensenten das französische Theater aus Deutschland verjagt? — Göthe verdankte seinen Ruhm sich allein oder aber einem Kritiker wie Schiller, und ein Lessing mußte kommen, um die Recensenten zu überzeugen, daß sie tiefer gesunken

waren, als die verkommene französische Schauspielkunst. — Schweigt doch wenigstens, wenn ihr nichts Besseres, Bestimmteres zu sagen habt, schweigt doch, wenn es euch nicht klarer ist, was ihr wollt und könnt, schweigt doch, wenn man euch nicht fragt! Und denkt ja nicht, daß der schaffende Künstler an euch appellirt: das Publikum (nicht eines Concertsaales, sondern im Großen und Ganzen) ist seine Gerichtsinstanz; es mag noch so verbildet und verdorben, noch so stagnant sein — ein gesunder Kern bleibt ihm immer, es erkennt früher oder später das Große heraus, und verdammt dann euch, die ihr euch selbst auf's hohe Pferd gesetzt hattet, durch Spott und Hohn zum moralischen Tode. Hofft aber nicht, meine werthen Kunstkritiker, daß ihr euch diesem Tage der Verdammniß entziehet, wenn ihr den Meistern der neuen Richtung oder ihren Jüngern eure Daumschrauben ansetzt und sie mit aller Gewalt zu dem Selbstbekenntniß zwingen wollt, ihre Sache sei unwahr, ihre Begeisterung erkünstelt. Wie jener Mucius Scaevola bereit war, für die Freiheit seines Vaterlandes seinen Arm dem Feuer preiszugeben, so ist ein jeder von uns in dem Kampfe für die edle Kunstichtung, die wir verfechten, entschlossen, alles Neufferliche eher zu opfern, als unsere Ueberzeugung zu verleugnen; und wie hinter Scävola noch hundert Jünglinge standen, die sich geschworen hatten, ihrem Volke Freiheit zu verschaffen, so ist hinter uns eine rüstige Schaar von Kämpfern, die sich immer neu erzeugt, die vorangegangenen Opfer rächt, und, mit allen Waffen des Geistes und der Wahrheit ausgerüstet, nicht eher rasten wird, als bis das Banner künstlerischer Freiheit auf den Trümmern eurer dogmatischen Lehren aufgepflanzt ist.

Doch, da ich durchaus nicht im Sinne hatte, eine Philippika gegen die Musikkritiker zu richten, die ich sonst weit mehr hätte ausführen müssen, so erlauben Sie mir, daß ich hier abbreche und nur noch auf das in Rede stehende Gewandhausconcert mit einigen Worten zu sprechen komme. Bei so großartig concipirten, so durchaus neu geformten und im Detail so reichen Werken, wie die sinfonischen Dichtungen List's, die in jenem Concert zur Aufführung gelangten (Préludes, Mazepa und Klavierconcert) bleibt jede wörtliche Auseinandersetzung nur phrasenhaftes Stückwerk, und selbst die genaueste Analyse kann nur wenig nützen, wenn nicht die Musik bereits durch ihre in's Klangleben getretene Erscheinung Sympathie erweckt hat: nur auf dem kräftigen

Fundament der Begeisterung kann die theoretische Auseinanderlegung und der Wiederaufbau der einzelnen Theile unternommen werden. Deshalb kann ich Ihnen für Ihr musikalisches Heil nichts mehr wünschen, als daß Sie als unbefangener Hörer, so oft, wie möglich, Gelegenheit suchen, den Aufführungen Liszt'scher Werke beizuwohnen, und ich bin gewiß, daß dann bald der mächtige Eindruck des ersten Hörens mit der später gewonnenen Einsicht in das Einzelne der Kunstwerke Hand in Hand gehen wird. Die augenblickliche Wirkung auf das Publikum fehlte auch in Leipzig, wie an andern Orten, nicht, wo die Tondichtungen zur Aufführung gelangten; ja sie war sogar überwältigend. Besonders zündeten die Préludes und das Klavierconcert. Letzteres wurde von Hans von Bülow, einem der wackersten und begabtesten Kämpen für die neueste Kunstrichtung, so gespielt, wie es der größte Meister des Klavierspiels von seinem besten Jünger erwarten konnte. Stürmischer Beifall folgte der echt künstlerischen Leistung, deren Werth durch das Gebahren einiger persönlicher und Partei-Feinde v. Bülow's noch gesteigert wurde, die ihrem Neid durch Zischlaute Luft zu machen suchten, schwach verhallende Kundgebungen einiger im Saale befindlichen Bandalen. Wenn „Mazeppa“ weniger Eingang fand, so liegt das einerseits in der aufgeregteren Haltung des Ganzen, deren schnelles Erfassen von keinem Publikum zum Schluß eines mehrstündigen Concerts zu erwarten ist, dann aber auch in der Victor Hugo'schen Färbung des Werkes, das, nach einem Gedicht dieses Autors entstanden, einem größeren deutschen Publikum nicht sogleich sympathische Anknüpfungspunkte bietet.

Das Orchester war sichtlich begeistert für die hohe Aufgabe, die ihm gestellt war, und löste sie in virtuosenhafter Weise. Liszt's persönliche Direction gab ihm die Einheit der Ausführung, und seine Werke erfüllte die Spieler mit jener Weihe, die das Echthe immer begleitet.

So rauschte der denkwürdige Abend des 26. Febr. 1857 vorüber, eine künstlerische That, die lange nachwirken, Vieles befruchten, Vieles neu erschaffen wird. Allah ist groß, und Liszt — nicht sein einziger Prophet! So rufen wir, im Sinne Liszt's selbst, aus. Denn durch seine selbstbewusste That ist erst eine neue Sonne an dem Himmel der reinen Instrumentalmusik aufgegangen, durch ihn erst die künstlerische Individualität befreit worden von dem Zwange äußerlicher Traditionsformeln, Liszt bildet den Anfang einer Reihe von schaffenden Künstlern, die in ihm ihren Meister verehren, aber unaufhaltsam auf dem Felde fortbauen werden, das er ihnen urbar gemacht. Es ward Licht!

Platen's Elternhaus.

Von Theodor Creizenach.*)

Der treffliche Aesthetiker J. L. Hoffmann in Nürnberg, der seine Arbeiten im „Album des literarischen Vereins“ (Nürnberg, Bauer und Raspe) veröffentlicht, behandelt im neuesten Jahrgang desselben (1857) „Platen's Stellung zu Literatur und Leben“. Hoffmann's Monographien über hervorragende Charaktere der älteren und neueren Literatur, gehören zu dem Vorzüglichsten, das gegenwärtig in diesem Gebiet geleistet wird. Bekanntlich wendet sich der Lehrstand neuerdings mit besonderer Vorliebe dem kritischen und ästhetischen Schriftstellertum zu; aber das Gute, das er zu solchen Leistungen mitzubringen vermöchte, Sachkenntniß und Klarheit in der Anordnung und im Vortrag, vereint sich selten so, wie bei Hoffmann, mit warmer Hingebung und geschmackvollem Urtheil. Die Schrift über Platen ist aus Vorträgen entstanden, zu welcher der Verfasser die Anregung von seiner Vaterstadt Ansbach erhielt, wo seit Jahren eine Comité bemüht ist, die für ein Platen-Denkmal nöthigen Summen aufzubringen. Der Dichter selbst wußte von Dnolzbach (Ansbach) Nichts zu rühmen, als daß man dort das Ujische Denkmal sehe.

„Wie oft“, berichtet Hoffmann, habe ich Freunde, die mich aus der Fremde besuchten, zu dem bronzenen Dickkopf geführt, der mit der Zeit eine dunkelrothe Nase bekommen hat, und wahrhaft schauerlich vom Postament herunterblickt! Wenn nun künftig die Recruten, die Prüfungskandidaten, die Geschworenen nach der langweiligen Stadt berufen werden, so wird doch auf Momente ihr Blick von dem glänzenden Standbild angezogen, das von dem grünen Platz vor dem Schlosse sich gar stattlich abheben und die Promenade hinauf leuchten wird. Sodann bin ich zwar niemals mit meinem berühmten Landsmanne selbst in Berührung gekommen, desto häufiger

*) Der verdienstvolle Herausgeber des „Frankfurter Museum“, wo diese Skizze zuerst erschien.

aber als Kind durch alle Winkel seines Geburtshauses gekrochen, ohne freilich zu ahnen, daß es noch deshalb zu Ansehen kommen würde, weil dort die Wiege eines bedeutenden Dichters stand. Es befindet sich in der Judengasse, zunächst der damaligen Wohnung meiner Aeltern, und war im Besiz eines jüdischen Bankiers Oberndörffer, bei welchen Platens Vater zur Miethen wohnte; jetzt haust darin ein Wirth und ein Lohnkutscher. Aber der Magistrat hat den Namen der alten Judengasse, oder Kirchenstraße, (einige Christen nämlich, die es für schimpflich erachteten, in der Judengasse zu wohnen, hatten die Umänderung in Kirchenstraße bewirkt) in die Benennung Platenstraße umgetauft, worin ihm leider der störrige Gewohnheitssinn der Bürger nicht folgen will. Der Gedanke, die Judengasse Platenstraße zu benamen, kam übrigens meinen Landsleuten erst durch Anregung eines jungen Platenfreundes aus Dresden, der im Jahre 1848 an das Geburtshaus des Dichters eine eiserne Tafel befestigen ließ, auf welcher es heißt: „Hier entsproß August Graf von Platen, die Tulpe des deutschen Dichtergartens“. Vordem wußten gewiß nur wenige Bewohner Ansbachs, daß in dem Hause ein bekannter Dichter geboren sei, zumal auch die arme Gräfin, seine Mutter, welche 1846 in Ansbach starb, die Tage ihres Alters in tiefster Zurückgezogenheit beinahe erblindet und in beschränkten Verhältnissen zugebracht hatte, nur wenigen dem Namen nach bekannt, und noch weniger als die Mutter eines berühmten Sohnes, obschon die liebende Erinnerung an ihn nach seinem frühen Tod ihr einziges Labfal war. Außer jener neuen Inschrift trägt aber Platens Geburtshaus unmittelbar darüber noch ein altes Sinnbild mit der Jahrzahl 1696; ein Adler steigt mit ausgebreiteten Fittichen zur Sonne, und darunter stehen die Worte: Phoebus auspicio surgit, ein merkwürdiges Emblem, welches also gerade hundert Jahre vor Platens Geburt an jenem Hause angebracht worden, und für ihn so bedeutsam ist, wie an Goethes Geburtshaus die berühmten drei Leiern“.

Der Dichter war übrigens in seiner Vaterstadt ein Fremdling, mit Ausnahme der ersten Kindheit, und dichtete innerhalb ihrer Thore Nichts als 1824 die Komödie vom gläsernen Pantoffel.

Hoffmann bringt noch folgende Familien-Notiz: „Platens Mutter, eine geborene Freiin von Eichler aus Ansbach, war die zweite Frau des preussischen

Oberforstmeisters Grafen Platen; von der ersten war er geschieden worden. Ein älterer Bruder des Dichters starb schon im dritten Jahre; sonst hatte dieser keine Geschwister; von seinen vier Halbgeschwistern aus erster Ehe lebt noch ein Bruder in Bamberg und eine Schwester in Ansbach.“

Im Jahr 1852 wurde Platens Büste in der Ruhmeshalle zu München aufgestellt. Bei dieser Gelegenheit gab sein Jugendfreund Schlichtegross ein Bändchen zur Erinnerung an den Dichter heraus, dessen wichtigsten Inhalt ungedruckte Gedichte aus Platens frühester Zeit bilden¹⁾. Unter diesen befindet sich eine Nummer mit Morgen- und Abendbetrachtungen, zwei auf jeden Tag in der Woche, ein Laienbrevier in der Weise Leopold Schefers, nur einfacher und schmuckloser. Dasebst lesen wir folgende, für Platen merkwürdige Verse:

Wer selbst den Kranz sich in die Socken drückt,
Der kann nicht hoffen, daß ihn Andere kränzen,
Er hat den Lohn und auch den Ruhm dahin.
O laß mich, ew'ger Vater, nie dem Gögen
Des Hochmuths opfern und der Eitelkeit!

Correspondenz.

Aus Wien.

Von L. A. Zellner.

II.

So wenig wir glauben, daß die Concert-Programme der Musikfreunde, welche in diesem Jahre in vorwiegendem Maße der sogenannten „neuen Richtung“ huldigen, ein Ergebnis der Ueberzeugung, des erkenntnisvollen Erfassens der Bedeutung dieser Richtung seien, und so sehr wir überzeugt sind, daß die Gesinnungen der Meisten, die bei der Fixirung eines solchen Programmes betheiliget waren, ganz anderer Natur seien; so ist

¹⁾ Die epischen Fragmente von Platen, die Direktor Claffen im „Frankfurter Museum“ (Jahrg. II, 17) aus dem Briefwechsel des Dichters mit G. S. von Rumohr mitgetheilt, haben vor Kurzem auch in der „Allgemeinen Zeitung“ eine Besprechung gefunden; die Redaction hat, wie sie bemerkt, durch einen „Correspondenten von der Bergstraße“ Kenntniß davon erhalten. — Derselbe Artikel nennt unter den Lobliedern auf Platen auch Dingelstedts Gedicht „Wo habt ihr mir den Alten hingebettet.“ Diese Terzinen beziehen sich jedoch nicht auf Platen, sondern auf Chamisso. Platen starb ja im blühendsten Mannesalter.

das Einlenken in neue Bahnen nichtsdestoweniger erfolgt.

Lag dazu eine Nothwendigkeit vor? — Absolute gewiß nicht. Man hätte allein mit Haydn und Mozart noch lange ausreichen können, bevor der Kurs mit ihren sämtlichen Werken durchgemacht worden wäre, und würde dann wieder — von vorne begonnen haben. Eben so wenig lag ein absoluter Zwang in den immer lauter werdenden Mahnungen der Wenigen, die mit der Zeit fortschreitend, deren Rechte zur Geltung gebracht zu sehen wünschten. Diese allein würden um so weniger Gehör gefunden haben, als man, verharrend im Hergebrachten auf die Sympathien der großen Masse, die nicht denkt, sondern nur gewöhnt ist, sich immerhin noch eine geraume Zeit stützen konnte. Und dennoch hat die Gesellschaft diese Sympathie nicht berücksichtigt, hat mit der Pietät gebrochen, den Classikern den Raum geschmälert, um für verpönte Neuerer Platz zu gewinnen! Was bemüßigte sie dazu? —

Noch exclusiver war die Basis, von welcher die neuen philharmonischen Concerte bei ihrer Gründung ausgingen; die äußerste Grenze sollte Beethoven bilden. „Spezifisch classisch“ lautete das Motto, das vom practischen Gesichtspunkte mit Rücksicht auf die vorerwähnten „Sympathien“ allerdings Wasser auf die allgemeine Mühle war. Dennoch sahen wir heuer schon den Unternehmer von dieser Tendenz abgehen; Berlioz kam, Liszt kam, Schumann, Wagner werden folgen. Was bemüßigte ihn dazu?

Ein Institut, welchem die Geldfrage als das letzte, die Berücksichtigung maßgebender Geschmacksrichtungen als das erste gilt, das von den Leitern ins Auge gefaßt wird, welcher Geschmack jedoch für Ton-Producte Welschland's vorwiegend portirt ist, dieses Institut — unsere Oper nämlich — dessen künstlerische Richtung in letzter Instanz jene sein muß, die eben beliebt wird, hat nichtsdestoweniger in der laufenden Saison ein Repertoire aufgestellt, das — gewisse Einschränkungen abgerechnet — eben so entschieden gesinnungstüchtige Ziele anstrebt, als es mit einer nicht zu verkennenden Energie gegen die schaalte Waare des Südens Front machte. Es darf nicht angenommen werden, daß etwa Mahnungen von Außen her auf diese Wandlung von Einfluß gewesen sein könnten; an den autokratischen Mauern dieses Hauses sind derlei Klufe von jeher unbeachtet abgeprallt. Was bemüßigte also unsere Oper dennoch, kunstwürdige Wege zu

betreten, vielleicht sogar auf die Gefahr hin, gegen herrschende Special-Interessen zu verstoßen?

Was hat die Quartettproductionen bewogen, der anfänglich von tausend aufgeschreckten Fledermäusen, die sich in ihren alten Nestern so behaglich fühlten, im Chore angestimmten und von der Kritik getrenlich nachgeschrieenen Anathemen zu Trotz, die Gesichtskreise unablässig zu erweitern durch Vorführung neuer Namen und Werke? Wir entsinnen uns der diesfälligen Programme vor 5—6 Jahren; kein Abend ohne Haydn oder Mozart. Heuer sehen wir die Vertretung der Vor-Beethoven'schen Periode, während sechs Productionen, auf die Zahl zweier Werke reduziert, dagegen neuere und neueste Namen, wie: Mendelssohn, Schumann, Bennett, Volkmann, Raff, die Plätze einnehmen.

Was endlich hat zu einer der weittragendsten, gemeinnützigsten, von reinsten künstlerischer Beseelung ausgegangenen Schöpfungen, als welche man die kürzlich in's Leben gerufenen Novitäten-Soiréen bezeichnen muß, den Impuls gegeben?

Der Geist des Fortschrittes ist es, der Alles dies bewirkt hat, dessen Strömung jeden Widerstand — der nur noch ein Werk des Überwiges sein kann — sieghaft durchbricht, dessen Wellen aber den Weiterstrebenden sanft dahintragen in die Gefilde immer höherer, lichtvollerer Offenbarungen. — — —

Aus Chemnitz.

Die „Saison“. — Die neunte Symphonie; die Abonnement-Concerte; das Leipziger Quartett; der Musikverein; das Musikfest. — Tichatschek und das Theater. — Das Chemnitzer Johannesalbum. — Moritz Horn.

Ende März.

Daß über die hiesige Saison, was Kunst und Wissenschaft anlangt, kaum regelmäßige Berichte zu geben sein möchten, ist schon früher in diesen Blättern mehrfach erwähnt worden. Indes ist im Laufe dieses Winters mindestens das musikalische Leben ein regeres und genussreicheres denn sonst gewesen, so daß es ungerecht sein würde, hierüber zu schweigen.

Der Eröffnung des Winterhalbjahres durch Beethovens „neunte Symphonie“ in einem besonderen Concerte des Musikdirektor Carl Saupe, haben wir schon früher

gedacht. Die damals erwähnte zweite Aufführung des Niesenwerkes ist indessen an unbekanntem Gründen gescheitert, oder freiwillig aufgegeben worden — jedenfalls nicht zu Stande gekommen!

Wenn man von zwei Concerten der Geschwister da Ponta (Gräfinen Rossée), in denen mindestens durch schlechte Programme der Kunstgenuss ein sehr zweifelhafter blieb, absieht, blieben die Musikfreunde zunächst an die mehrerwähnten Abonnementconcerte des Musikdirector Mejo beschränkt, von denen zwei stattgefunden haben und das dritte in diesen Tagen bevorsteht. Mit rühmlicher Bereitwilligkeit hat der Dirigent sich auch in diesem Jahre wieder um Einstudirung guter Musikwerke, um Gewinnung sowohl von Gesangs- als Virtuosenkräften bemüht. Für das erste Abonnementconcert war der Dresdener treffliche Violoncellist Kummer, für das zweite der Violinist Seelmann; für das erste Frau Krebs-Michalest aus Dresden, für das zweite hingegen Fräulein Clara Hinkel, eine junge Altistin von hier, Schülerin der Börner-Sandrini in Dresden, wo ihre schöne Stimme gegenwärtig viel Aufmerksamkeit erregt, gewonnen.

Was die wichtigere Seite der Concerte: die Instrumentalmusik anlangt, so wurde im ersten Beethoven's „Leonore-Duverture“ (Nr. 2), sowie eine neue Symphonie von Julius Rieß in Leipzig (Manuscript) zum ersten Male zu Gehör gebracht. Das zweite Concert führte Henry Litolff's „Duverture zu Robespierre“ und Beethoven's „C-moll Symphonie“ vor.

Drei Quartettunterhaltungen (die hier seit längerer Zeit nicht öffentlich stattgefunden hatten) veranstalteten die Herren Anton Krause, M. Grün, Georg Japfa, Andreas Grabau, G. Haubold (die letzteren Mitglieder des Leipziger Gewandhausorchesters) im Casinosaale. Die Quartette waren sowohl in Hinsicht der Programme als der Ausführung ganz vorzüglich, es gelangten nur gute Werke (von Haydn, Mozart, Beethoven, Mendelssohn, Franz Schubert und Robert Schumann) zu Gehör — und der Beifall des kleinen aber gewählten Auditoriums bewies den Anklang, welchen die Leistungen der Herren fanden.

Der hiesige Musikverein, welcher seit Jahren unter Direktion des, auch als Claviercomponisten bekannt gewordenen A. Bergt jeden Sonnabend ein größeres oder einige Instrumentalwerke aufführte, veranstaltet in diesem Jahre gleichfalls ein öffentliches Concert. In demselben gelangt eine sehr vortreffliche Duvertüre zu

Shakespear's „Julius Cäsar“ des jungen Componisten Felix Draeske zur ersten öffentlichen Aufführung, nachdem sie schon früher in einer der Privataufführungen des Musikvereins gehört wurde.

Für den Sommer steht ein bereits angezeigtes großes Gesangsfest, unter Betheiligung guter auswärtiger Kräfte, bevor. Dasselbe soll laut Programm drei Tage währen: am ersten Tage in der Hauptkirche Mendelssohn's „Elias“, am zweiten verschiedene kirchliche Compositionen älterer und neuerer Meister, am dritten aber „auf dem Schloß“ weltliche Compositionen, hauptsächlich für gemischte und Männerchöre bringen. Die Vorbereitungen zu dem Gesangsfest unter Leitung des Cantor Stahlknecht, des Musikdirector Saupe u. A. haben bereits seit längerer Zeit begonnen.

Den letzten musikalischen Genuß des Winters wird wohl das eben beendigte Gastspiel Tichatschek's (als Maxim „Freischütz“, als Zampa in der Herold'schen Oper, als Georgene Brown in Boildieu's „Weißer Dame“, so wie in Bruchstücken aus den Opern „Stumme von Portici“, „Templer und Jüdin“, „die Hugenotten“) dargeboten haben. Der berühmte Tenorist bewährte seine bekannte Anziehungskraft, und die Räume des Actientheaters sind jedesmal überfüllt gewesen.

Weiteres über das Theater läßt sich umsoweniger berichten, als im Laufe der ganzen Saison das Repertoire derart und die Klage über Ausführung so ganz allgemein gewesen ist, daß Ihr Correspondent sich auch nicht einmal versucht gefühlt hat, das Theater zu betreten. Von den Tagesnovitäten ist „Mareiß“, Wolffsohn's „Nur eine Seele“ und „die Grille“ der Birch-Pfeiffer erschienen. Nur Charlotte hat sich eines „durchgreifenden“ Erfolgs hieselbst zu erfreuen gehabt. — Sehr interessant war dagegen eine Vorstellung von „Wallensteins Lager“, welche durch die Offiziere der hiesigen Garnison im Interesse wohlthätiger Zwecke veranstaltet wurde. —

Das „Johannesalbum“, welches der hiesige Bürgermeister Herr Müller zum besten des Rettungshauses „Johanneum“ in kurzem erscheinen läßt, dürfte wohl das erste literarische Unternehmen dieser Art, welches direkt von Chemnitz ausgeht, sein. Das Album verspricht in der That etwas: die Namen der Beitragenden thuen es wenigstens. Außer vielen jüngeren Kräften sind im poetischen Theile C. M. Arndt, Anastasius Grün, Fr. Palm, Otto Noquette, J. Hammer,

Justinus Kerner, Moriz Horn, Julius Sturm, Ed. Kauf-
fer, Alexander Kaufmann, Amara George, Anna Löhn,
Julius Rodenberg, Adolf Stern, Leopold Schefer, ferner
Ferd. Wehl, Fr. Groch u., im prosaischen (wissenschaft-
lichen) Theile: die Prinzessin Alexandra von Bayern,
die Prinzessin von Holstein, von Schubert, von Langenn,
G. Klemm, Prof. Tischendorf, Prof. Bursian, Jacob
Grimm, W. von Biedermann, Emil Müller, sowie viele
andere gute Namen, besonders der Wissenschaft, sowie

endlich einige beliebte und anerkannte Belletristen durch
Beiträge vertreten.

Moriz Horn, der Dichter der „Pilgerfahrt der
Rose“, der „Lilie vom See“, der „Dorfgrömmutter“ u.,
verläßt in diesen Tagen in Folge einer amtlichen Be-
förderung Chemnitz, um seinen Wohnsitz für einige Zeit
in der Lausitz zu nehmen. Mit ihm verliert Chemnitz
den einzigen Schriftsteller von Ruf, der ihm bisher an-
gehörte. △

Feuilleton.

Historische Literatur.

* Von Friedrich von Raumers „Geschichte der
Hohenstaufen“ (dritte umgearbeitete Auflage) sind bereits
vier Halbbände publicirt worden.

* Ein vorzügliches deutsches Geschichtswerk neuerer Zeit
die „Geschichte des großen Bauernkrieges“ von Dr.
Wilhelm Zimmermann kommt (im Verlag der Rieger'schen
Buchhandlung in Stuttgart) in einer neu bearbeiteten, sehr
vermehrten Ausgabe heraus. Das Schlosser gewidmete
Werk erregte schon bei seinem ersten Erscheinen Aufsehen und
verdient jedenfalls eine Verbreitung, die durch die neue lie-
ferungsweise Ausgabe erleichtert wird. Zimmermann konnte
bei der angezeigten Umarbeitung viele bisher ungekannte
Quellen und Urkunden benutzen. Besonders bereichert ist die
Darstellung des thüring'schen Bauernkrieges unter Münzer,
und seiner Vorspiele in Mühlhausen, durch die Forschungen
des verstorbenen städtischen Archivars H. Stephan in Mühl-
hausen, die, wie Zimmermann mit Dank anerkennt, ihm mit-
getheilt wurden. In der Darstellung sucht der Geschicht-
schreiber Ton und Geist jener Zeit so getreu als möglich
wiederzugeben.

* Unter Begünstigung des Königs Max von Baiern
unternimmt H. W. Niehl in München die Herausgabe ei-
ner Beschreibung Baierns in statistischer, historischer, topo-
graphischer und ethnographischer Beziehung. An dem Werke
sind eine ganze Anzahl tüchtiger Schriftsteller betheiligt und
ist eine Summe von 10,000 Gulden aus der königlichen Ca-
binetskasse zur Förderung desselben überwiesen worden.

Neue Belletristik.

* Es stehen in nächster Zeit wieder eine ganze Reihe

neuer belletristischer Werke in Aussicht. Karl Gutzkow soll
nun auf das bestimmteste mit einem großen Romane, Sei-
tenstück zu den „Rittern vom Geiste“, diesmal aber vorzüg-
lich in Süddeutschland spielend, beschäftigt sein.

* Von Josef Rant sind kurz nacheinander „Von Haus
zu Haus“ (gesammelte Erzählungen) und der neue Roman
„Achtspännig“ publicirt worden.

* M. Solitaire vollendete einen Band „Erzählun-
gen bei Nacht“, von denen wir einige in der „Abend-
zeitung“ mittheilen werden.

* Von Hans Wachenbusen erschien „Eine Herzeng-
carrière“, als erster Band einer berlinischen Bibliothek leicht-
ter Unterhaltungsliteratur.

Theater.

* Jadwiga nennt sich ein neues, jedenfalls aus weib-
licher Feder stammendes und bei W. Hallberger in Stuttgart
herausgekommenes Drama. Wir werden desselben weiter
Erwähnung thun.

* „Sophonisbe“ von Hermann Herrsch ist auch im
Dresdner Hoftheater zur Aufführung angenommen. Vom
Verfasser wurde vor zwei Jahren in München und anders-
wärts ein kleines Drama „Don Gusmann der Getreue“
beifällig dargestellt.

* Rudolph Gottschall las vor kurzem am kunstsin-
nigen Hofe zu Gotha seine neue Tragödie „Mazepa“ vor.
Ebenso hat Otto Prechtler eine Einladung zur Mitthei-
lung seines neuesten Werkes erhalten, der er sicher freudig
Folge leisten wird.

Verantwortl. Redacteur: Bruno Hünze.

Leipzig.

Verlag von Heinrich Matthes.

Druck von J. G. Wolf in Freiberg.